**Zeitschrift:** Wissen und Leben
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 8 (1911)

**Artikel:** Gottfried Kellers Weltanschauung [Schluss]
**Autor:** Ermatinger, Emil
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-764076

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# GOTTFRIED KELLERS WELTANSCHAUUNG

## EIN AKADEMISCHER VORTRAG

(Schluss.)

Man sieht, es ist der spezifisch Goethesche Pantheismus, der in des jungen Poeten Brust Wurzel gefasst hat und die Sehkraft seiner Augen nach Art und Schärfe bestimmt. Hat der romantische Pantheismus mit seinem Übergewicht des spirituellen Elements ihn verleitet, eine geistreiche Phantastik in die Natur hineinzukünsteln, so rückt ihm Goethes Weltanschauung die sinnlich-natürliche Welt wieder an den rechten Platz. Denn in Goethes Pantheismus ist sinnliche Erfahrung und geistige Abstraktion in schönster Harmonie, und die Idee führt nicht ein künstlich gezüchtetes Sonderdasein, wie bei den Romantikern, sondern sie lebt als immanente Seele in der natürlichen Erscheinung, als geistiger Gehalt in dem sinnlichen Dinge. In dieser Bedeutung ist Goethes Kunst symbolisch. Diese polare, sinnlich-geistige Betrachtung der Welt ist auch die Frucht von Gottfried Kellers Goetheerlebnis gewesen. Ein Beweis dafür liegt in seiner Definition des Begriffes poetisch: das Poetische ist ihm gleichbedeutend mit dem Lebendigen und Vernünftigen. Das Lebendige ist das Sinnlich-Empirische im Kunstwerk, das Wirklichkeitselement; das Vernünftige weist auf die geistige Organisation hin, die der denkende und bildende Künstler mit dem sinnlich gegebenen Stoffe vornimmt. Sodann erkennt man die Einwirkung der Goetheschen Kunstanschauung in der wichtigen Rolle, die das Symbolische im Grünen Heinrich spielt; Ideen, allgemein gesetzmäßige Verhältnisse, offenbaren sich zum Beispiel in allen einzelnen Beziehungen Heinrichs zu Anna und Judith, wie das jüngst Bernhard Seuffert in einem aufschlussreichen Aufsatz in der Germanisch-romanischen Monatsschrift gezeigt hat.

In dieser Erkenntnis, dass schlichte Treue gegenüber den Geschöpfen der Natur weit höher stehe als alle künstlich geistreiche Phantastik, ist Gottfried Keller als Maler durch seinen zweiten Lehrer Rudolf Meyer, den Römer des Grünen Heinrich, gefördert worden. Er war ein ausgesprochener Naturalist, ein virtuoser

Zeichner voll unbedingter Verehrung der Natur, aber ohne eigene Erfindungskraft. In seinen Aquarellen hat er die unscheinbarsten Naturgegenstände, Schnecken, Blätter, Zweige mit beispielloser Treue gemalt. Er sucht seines Schülers Hang zu bizarrer Geistreichigkeit zu berichtigen. Er rühmt ihm die Einfachheit und Natürlichkeit Homers: „Da verlangt man heutzutage — lässt Keller sich Römer im Grünen Heinrich äußern — immer nach dem Ausgesuchten, Interessanten und Pikanten und weiß in seiner Stumpfheit gar nicht, dass es gar nichts Ausgesuchteres, Pikanteres und ewig Neues geben kann, als so einen homerischen Einfall in seiner einfachen Klassizität.“ So weist er auch seinen Schüler immer wieder auf treues Nachbilden der Natur hin, und wo er irgend auf den Blättern Heinrichs phantastisch geistreiche Mätzchen statt einfacher Naturdarstellung sieht, da überdeckt er die künstliche Erfindung mit unbarmherziger Schraffierung.

Achtzehn Jahre war Gottfried Keller alt, als er durch das künstlerische Doppelerlebnis auf die Notwendigkeit des Realismus hingewiesen ward. Was er in der Einsamkeit des Abseitsstehenden erfuhr, das war zugleich das große Erlebnis des ganzen mit ihm aufwachsenden Geschlechtes. Der Ruf: Mehr Goethe! der in unsern Tagen angestimmt worden ist, war in noch höherem Grade die Losung der dreißiger Jahre. Es fiel wie eine Decke vor den Augen nieder. Hatte man, im Banne Börnes und Wolfgang Menzels stehend, Goethe als das „Weltverneinungsgenie“ lange befehdet, so erkannte man nun staunend, welch lebendige Frühlingskraft, welche Wirklichkeitsfreude in ihm glühte. 1834 preist Ludolf Wienbarg in seinen Ästhetischen Feldzügen mit begeisterten Worten Goethe als den befreienden Luther seines Jahrhunderts. 1835 lässt Bettine von Arnim „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ erscheinen, die größte Huldigung, die je einem dichterischen Genius dargebracht worden ist. Im gleichen Jahre bekennt sich Theodor Mundt in seiner „Madonna“ zur Goetheschen Weltanschauung und schreibt Karl Gutzkow seinen Aufsatz über „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“.

Im gleichen Jahre erschien aber auch David Friedrich Strauß' Leben Jesu, das als bedeutsames Ferment nicht nur in der Entwicklung des religiösen Lebens sich geltend machte, sondern auch zur Klärung der Hegelschen Weltanschauung mithalf. Allzulange

hatte die idealistische Philosophie das mannigfaltige geschichtliche Leben in den Panzer ihres logischen Systems gepresst; nun verlangte das Leben sein Recht. Sozusagen durch eine einfache Veränderung in dem Linsensystem des Teleskops, mit dem man den Gang der kosmischen Erscheinungen beobachtete, stellte man das Weltbild auf den Kopf und kam vom schroffsten Idealismus zum ausgesprochenen Materialismus.

In diesem Sinne hat unter Hegels Schülern niemand stärker gewirkt als *Ludwig Feuerbach.* Hat Hegel behauptet, dass nur die göttliche Idee oder das Absolute wirklich sei, und dass den individuellen Erscheinungen nur insofern Wirklichkeit zukomme, als die göttliche Idee sich in ihnen zeige, so erklärt Feuerbach: im Gegenteil, nur die Einzelerscheinung ist wirklich, und die Idee, die sich als göttliches Sein darin kundgibt, existiert tatsächlich nicht, die legen wir aus unserm menschlichen Denken hinein; sie ist nichts anderes als der Gattungsbegriff, unter dem unser menschlicher Verstand sich das Individuum denkt, weil er nur so mit den Dingen der Wirklichkeit operieren kann. In der Wirklichkeit existiert also zum Beispiel nur das Individuum Katze, unser Denkvermögen macht daraus den Gattungsbegriff oder die Idee Katze.

Damit fällt der ganze idealistische Pantheismus der Romantik samt der Existenz Gottes dahin. Denn wenn die Idee von dem menschlichen Denkvermögen in die Dinge hineingelegt wird, dann ist auch erwiesen, dass Gott, der nach der Bibel die Welt und den Menschen geschaffen haben soll, tatsächlich eine Schöpfung des menschlichen Geistes ist. Das menschliche Sehnen sucht hinter der sinnlichen Außenhülle der Dinge einen geistigen Inhalt, schafft sich so eine geistige Potenz und glaubt daran als an einen Gott. Alle Göttervorstellungen sind menschliche Illusionen, gegenstandslose Träume. In Wirklichkeit ist nichts da als die Materie, und mit dem Zerfall der materiellen Existenz verschwindet auch das, was der Menseh als Seele hineinlegt: es gibt keine persönliche Unsterblichkeit.

Im Winter 1848/49 hielt Feuerbach in Heidelberg Vorträge über die Religion. Da hat ihn auch Gottfried Keller gehört. So sehr er sich schon frühe von der christlichen Orthodoxie entfernt hatte, so nahe er durch seine Abkehr von dem romantischen Spiritualismus der neuen Weltanschauung Feuerbachs bereits stand,

ein Rest tief eingewurzelter Frömmigkeit und jedenfalls auch künstlerisches Unbehagen sträubte sich zuerst dagegen, Feuerbachs Folgerungen anzunehmen. Noch in Zürich hatte er sich vor seiner Abreise nach Heidelberg heftig gegen den Philosophen geäußert, mit Misstrauen und Abneigung kam er ihm entgegen — und wurde durch ihn gewonnen. Eine Vorlesung über Anthropologie, die er bei Henle hörte, ein Kolleg über Spinoza bei Hettner haben zur Umwandlung mitgeholfen.

Eigentlich aber war die Erkenntnis, die Feuerbach Keller vermittelte, nur so etwas wie das Sprengen eines Cocons, unter dessen Hülle in Kellers eigenem Innern die neue Weltanschauung sich bereits puppenartig entwickelt hatte. Was ihn vielleicht zuerst an Feuerbachs Philosophie anzog, das war ihr republikanischer Grundcharakter. Wie man sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Gott als absolute Herrscherpersönlichkeit vorstellte, wie dem aufgeklärten Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts der vernünftige Deismus entsprach, so hat Feuerbach dem republikanisch-revolutionären Empfinden der dreißiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts Ausdruck gegeben, indem er die Welt als Republik erklärte und Gott als Weltschöpfer und Weltmonarchen entthronte.

Auch Gottfried Keller gesteht in einem Briefe an Wilhelm Baumgartner, sein Gott sei längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul gewesen, welcher nicht viel Ansehen genoss: „Ich musste ihn absetzen."

Noch stärker aber muss die Werbekraft eines andern Gedankens von Feuerbach gewesen sein: seiner unbedingten Verehrung und Verherrlichung der Natur. In der elften Vorlesung bekennt sich Feuerbach als Freund aller Naturreligionen: „Ich bin ein leidenschaftlicher Bewunderer und Verehrer der Natur; ich begreife es, nicht aus Büchern, nicht aus gelehrten Beweisen, sondern aus meinen unmittelbaren Anschauungen und Eindrücken von der Natur, dass die alten Völker, dass noch heutige Völker sie als Gott verehren können." Er weist hin auf Spinozas *Deus sive natura*, aber er fasst die Natur nicht geistig wie Spinoza, sondern rein sinnlich: „Natur ist alles, was dem Menschen, abgesehen von den supranaturalistischen Einflüsterungen des theistischen Glaubens, unmittelbar, *sinnlich* als Grund und Gegenstand

seines Lebens sich erweist. Natur ist Licht, ist Elektrizität, ist Magnetismus, ist Luft, ist Wasser, ist Feuer, ist Erde, ist Tier, ist Pflanze, ist Mensch, soweit er ein unwillkürlich und unbewusst wirkendes Wesen... Ich appelliere bei diesem Wort an die Sinne." Man kann daher bei Feuerbach geradezu von einer Religion der Sinne sprechen, die er mit Tatsachen aus der vergleichenden Religionsgeschichte und Völkerpsychologie historisch begründet.

Diese begeisterte Verherrlichung der sinnlichen Schönheit der Natur musste Gottfried Keller hauptsächlich gewinnen, stimmte sie doch mit dem seligen Naturschwelgen seiner frühesten Jünglingsjahre, mit dem Pantheismus Goethes, mit dem minutiösen Realismus Rudolf Meyers aufs schönste zusammen. Die Beseitigung des metaphysischen Nebels war wie die Entfernung einer beschattenden Wolke von einer Landschaft: „Wird nun das Leben nicht prosaischer und gemeiner, nachdem das Überirdische, die religiösen Ideen daraus entfernt sind?" fragt er sich in dem Briefe an Baumgartner, und die Antwort lautet' „Nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher."

Auch die Unsterblichkeit gibt er nun leichten Herzens preis. Wie Lessing in seinem tiefsinnigen Büchlein über die Erziehung des Menschengeschlechtes in dem von ihm geträumten dritten Reiche mit dem Aufgeben des Gedankens eines persönlichen Fortlebens nach dem Tode die Forderung eines gesteigerten und geläuterten sittlichen Lebens des einzelnen verbindet, so wächst auch für Feuerbach und Gottfried Keller aus der Negation des Ausgleichs der menschlichen Handlungen und Schicksale in einem transzendenten Jenseits die Forderung höherer Pflichten im Diesseits hervor. Nicht verneinend, sondern bejahend ist der reine Atheismus, erklärt Feuerbach am Schlusse seiner Vorlesungen: „er gibt der Natur und Menschheit die Bedeutung, die Würde wieder, die ihr der Theismus genommen; er belebt die Natur und Menschheit, welcher der Theismus die besten Kräfte ausgesogen... Die Verneinung des Jenseits hat die Bejahung des Diesseits zur Folge; die Aufhebung eines bessern Lebens im Himmel schließt die Forderung in sich: es soll, es muss besser werden auf der Erde; sie verwandelt die bessere Zukunft aus dem Gegenstand eines müßigen, tatlosen Glaubens in einen Gegenstand der Pflicht, der menschlichen Selbständigkeit. — Die notwendige Folgerung

aus den bestehenden Ungerechtigkeiten und Übeln des menschlichen Lebens ist einzig der Wille, das Bestreben, sie abzuändern."

Gottfried Keller hat, in Erinnerung an diese Worte, an Baumgartner geschrieben: „Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewusstsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen."

In der Dortchen Schönfund-Episode am Schlusse des Grünen Heinrich hat Keller sein Feuerbach-Erlebnis poetisch dargestellt. Dortchen Schönfund selber ist das naive Naturkind, das frei von mystisch-religiösem Spiritualismus die Welt mit offenen Sinnen betrachtet und dem Unsterblichkeitsglauben niemals gehuldigt hat. Und gerade diese realistische Weltanschauung hat ihr das ganze Leben, hat ihre eigene Persönlichkeit mit dem strahlenden Glanz der Schönheit umwoben, und die Gewissheit des zeitlichen Todes hat ihr Wesen sittlich vertieft. Es ist symbolisch gemeint, wenn sie dem todesmatten Heinrich zum erstenmal auf dem *Kirchhof* begegnet: die leuchtende Lebensfreude des Findelkindes ist, wie der Humor Gottfried Kellers selber, im dunkeln Grunde des Schmerzes und Todes gewachsen. „Der wirkliche Tod — sagt der Graf einmal von ihr — lehrt sie das Leben wert halten und gut verwenden, und dies wiederum den Tod nicht fürchten, während das ganze vorübergehende Dasein unserer Person, unser aufblitzendes und verschwindendes Tanzen im Weltlichte diesem ganzen Wesen einen leichten, zarten, halb fröhlichen, halb elegischen Anhauch gibt, das drückende, beengende Gewicht vom Einzelnen nimmt und seinen schwerfälligen Ansprüchen, indess das Ganze doch besteht." Mit Pietät und Mitleid schmückt Dortchen Tag für Tag die Gräber der Toten. Der Kirchhof ist ihr Lustgarten, ihre Universität, ihr Schmollwinkel und ihr Putzzimmer, und bald kehrt sie fröhlich und übermütig, bald still und traurig zurück.

So birgt dieser metaphysische Materialismus in seinem Kerne einen freudigen ethischen Idealismus, eine Weltanschauung, in deren Herzen nicht der Begriff eines überirdischen Gottes steckt, sondern die Idee eines rein irdischen Menschentums, das gelebt und verwirklicht werden soll; einen Idealismus der tüchtigen Ge-

sinnung und der helfenden Tat. Dieser Idealismus fühlt sich denn auch dem Streben und der Lehre des größten deutschen Idealisten aufs innigste verwandt, und in seinem Prolog zur Berner Schillerfeier des Jahres 1859 konnte Keller die Schönheit des wahren Idealismus mit kraftvollen Worten preisen, jene Schönheit:

die nicht zum Ammenmärchen
Die Welt uns wandelt und das Menschenschicksal,
Zaghaft der Wahrheit heilgem Ernst entfliehend —
Nein! Die das Leben tief im Kern ergreift
Und in ein Feuer taucht, draus es geläutert
In unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
Befreit vom Zufall, einig in sich selbst —
Und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne!

Einzig dieser Idealismus gibt auch die echte Lebensfröhlichkeit, wie sie Dortchen Schönfund und der Graf besitzen und Heinrich sie sich — in der zweiten Fassung — erwirbt. Wie weit davon das Verhalten entfernt ist, das die Leute gewöhnlich als Idealismus bezeichnen und das eher Pseudoidealismus zu nennen ist, das zeigt der Dichter in der Gestalt des Pfarrers in den Schönfundkapiteln. Bald rühmend, bald entschuldigend heißt sich dieser einen Idealisten, weil ihm alles Wirkliche Staub ist und er sein Ideal im Unaussprechlichen, Niegesehenen und Niebegriffenen sucht. Als Theologe ist er Deist, Rationalist und in seinem menschlichen Leben der materiellste Materialist, den man sich denken kann. Mit viel boshaftem Behagen ist einmal geschildert, wie er sich an einer mächtigen Schüssel appetitlich gekochter Schweinsohren, -schnauze und -schwanz gütlich tut und davon Dortchens Hunde nicht einmal das Ringelschwänzchen abtreten will. Dieser Scheinidealist bringt es denn auch nicht zu einem freudigen *Lebenshumor.* Er gibt sich zwar als Humoristen aus, aber sein Humor ist wie sein Idealismus nur ein ausgehängter Firmenschild, er quillt nicht aus seiner Persönlichkeit, er muss ihn aus einer förmlichen humoristischen Literatur, die er fleißig konsultiert, künstlich züchten.

Gegenüber diesem verkappten Materialismus steigert sich die innige Wirklichkeitsfreude des wahren Idealismus oft geradezu zu einer mystischen Inbrunst, zu einem heißen Umfassen der Schönheit des Lebens, zu einer tief erlebten neuen Religiosität, zu einer Art *physischem Pantheismus.* Da offenbart es sich, dass Feuerbach einmal ein Schüler Hegels war; er selber hat von seinem

Materialismus zu dem scheinbaren Extrem, der Mystik, die Brücke geschlagen. In seiner siebzehnten Vorlesung weist er darauf hin, wie eines der Häupter des deutschen Mystizismus, der vielgenannte Schuster Jakob Böhme, der um 1600 gelebt hat, seinen pantheistischen Gott in Wahrheit als ein materielles, nicht geistiges Wesen gefasst, wie auch er die Materie vergöttert habe. Und im Grünen Heinrich begegnet uns in der Schönfundepisode ein anderer Mystiker, Angelus Silesius mit seinem Cherubinischen Wandersmann, und an einigen seiner tiefsinnigen Sprüche wird gezeigt, dass auch bei ihm der Mensch sich aus seinem eigenen Wesen seinen Gott schafft, ganz im Sinne des Feuerbachischen Materialismus. Auch bei Silesius gibt es keine persönliche Unsterblichkeit, sondern nur ein mystisches Untertauchen der Seele in Gott, ensprechend der Auflösung des materiellen Individuums im All der physischen Natur:

> Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
> Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.

Der künstlerisch reinste Ausdruck dieser Vergottung der sinnlichen Lebensherrlichkeit sind die Sieben Legenden, die auf Ostern 1872 erschienen, nachdem das Manuskript fast zwei Jahrzehnte in Kellers Pult gelegen. Er habe, sagt er im Vorwort, jenen abgebrochen schwebenden Gebilden zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hingewendet, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen. So weit ist er nun von aller spezifisch christlichen Religiosität entfernt, dass ihm das Wunder der katholischen Legende etwas religiös völlig Belangloses geworden ist und er es um so reiner als poetisches Motiv verwenden kann: als Symbol gesteigerter Naturkraft, ähnlich wie wir etwa den Wundern in den Homerischen Gedichten gegenüberstehen. Die ganze Reihe der Sieben Legenden ist nach Inhalt, Form und Anordnung ein einziges Hohes Lied auf die Herrlichkeit des Lebens.

*Inhaltlich:* In den drei Marienlegenden tritt die himmlische Jungfrau als Spenderin rein irdisch-menschlicher Freuden auf. Sie erlöst die wunderschöne Bertrade von ihrem abscheulichen Gemahl, der in äußerlichem Wohltätigkeitssport sein Gut vergeudet hat („Die Jungfrau und der Teufel") und schenkt die holde Frau samt ihrem neuen Reichtum dem verträumten Zendelwald („Die

Jungfrau als Ritter"); sie besorgt das Schlüsselamt für die Nonne Beatrix, damit diese ihr Gelüsten nach den Freuden der Welt befriedigen und dem Ritter Wonnebold acht Söhne gebären kann („Die Jungfrau und die Nonne"). In „Eugenia" und dem „Scheinheiligen Vitalis" werden ein Mädchen und ein Jüngling von ihrer allzu spiritualistischen Abneigung gegen das Glück des Ehestandes geheilt. Noch am meisten Legendenspiritualismus enthält das sechste Stück: „Dorotheas Blumenkörbchen". Aber es ist bezeichnend: Diese Legende fällt auch an Originalität der Erfindung aus der Reihe heraus. Um so jubelnder klingt dann der Hymnus von der Schönheit des irdischen Daseins in dem herrlichen Tanzlegendchen.

Dann die *Form*. Nirgends wie hier schwelgt Kellers Darstellungskunst so freudig in der Ausmalung des Sinnlich-Farbigen und Edelgeformten bis zur virtuosenhaften Schilderung barockster Motive, wie zum Beispiel der silbernen Schnurrbartglöckchen Guhls des Geschwinden und der zierlich geflochtenen und bändergeschmückten Nashaarzöpfchen von Maus dem Zahllosen. Den ursprünglich geplanten Titel der Sieben Legenden, „Auf Goldgrund", hat Keller auf den energischen Rat Fr. Th. Vischers als zu preziös aufgegeben, das Wesen aber dieser kostbaren Kunstwerkchen hätte er unübertrefflich bezeichnet: die leuchtende Üppigkeit buntester Farben und zierlich-krauser Figuren, die scharf und klar auf dem goldenen Grund eines freudesatten Gemütes schweben.

Endlich kommt der Gedanke fröhlicher Weltbejahung nicht zum mindesten in der kunstvollen *Anordnung* der Legenden zum Ausdruck. So mannigfaltig die ganze Welt ist, die der Dichter vor uns entrollt, so verschiedenartig die einzelnen Stücke, so fein sind sie inhaltlich in einander eingestimmt, fließen sie gedanklich ineinander über, so dass man sie recht eigentlich mit den sieben Farben des Sonnenspektrums vergleichen kann. Ein feiner Gedankenfaden knüpft ein Stück ans andere entweder nach dem Gesetz der Ähnlichkeit oder dem des Gegensatzes. Die erste handelt von dem Blaustrümpfchen Eugenia, die zweite von Gebizo und Bertrade: in der ersten weiß die Frau den Wert des Mannes lange nicht zu würdigen, in der zweiten schätzt der Mann die Frau so wenig, dass er sie dem Teufel verhandelt. Sodann ist die zweite mit der dritten wieder kunstvoll verbunden: die Jungfrau

Maria setzt sich in der zweiten an die Stelle der schlafenden Bertrade und besteht in ihrer Gestalt den Kampf mit dem Teufel; in ähnlicher Weise hilft sie in der dritten dem schlafenden Zendelwald. Als Helferin steht, wie in der zweiten und dritten, die Jungfrau in der vierten der Nonne Beatrix zur Seite, indem sie gleichfalls die Gestalt derjenigen annimmt, der sie hilft, und ihre Pflichten ausübt. Zeigt die vierte, wie die Jungfrau feines Verständnis hat für die Sehnsucht des Frauenherzens, wie sie mithilft, eine unnatürliche Klosterpflicht zu verletzen und die Frau ihrem Mutterberufe zuzuführen, so schildert die fünfte, wie die kluge Jole die dumpfe Sehnsucht des Mönchs Vitalis versteht und einen Mann aus der Unnatur des Cölibats zur natürlichen Bestimmung führt. Wird dergestalt in der fünften Legende der Mann von der Frau fürs Leben gewonnen, so wird in der sechsten, „Dorotheas Blumenkörbchen", der geliebte Theophilus von der Märtyrin Dorothea zum Bekenntnis des Christentums und zum Märtyrtode, also zur freiwilligen Verneinung des Lebens gebracht. Nur das letzte Stück, das Tanzlegendchen, scheint von dieser allgemeinen Kette losgelöst zu sein, in der Luft zu schweben. Es handelt sich auch hier nicht, wie in den übrigen, um eine Liebesgeschichte, um das Verhältnis von Mann und Weib zueinander. Sieht man näher zu, so gewahrt man, dass diese Sonderstellung Absicht ist: das Tanzlegendchen fasst gedanklich den Grundgehalt der übrigen in sich zusammen und bildet so die Pointe und Krone der ganzen Reihe. Im Tanze findet die Inbrunst irdischen Genießens ihre künstlerische Formung und Verklärung, der Tanz ist die unmittelbarste künstlerische Stilisierung der Weltlust. Und durch die Tänzerin Musa dringt nun diese Weltlust sogar in den Himmel ein, und die Musen, die Göttinnen antiker Weltfreude in Kunst und Wissenschaft, erscheinen im Himmel und bewirken durch ihren Gesang, der in der ästhetisch-feinen Luft des Himmels rauh, das heißt erdenschwer, mit irdischer Sinnenkraft gesättigt, erscheint, ein unendliches Heimweh unter den heiligen Himmelsbewohnern, eine heiße Sehnsucht nach den Herrlichkeiten der Erde, so dass nur die göttliche Trinität selber diesen Sturm banger Gefühle, diese Klage um das verlorene Paradies der Erde beschwichtigen kann. Fürwahr eine kühne Verherrlichung dieser neuen Weltanschauung, die den Menschen zum Herrn der Erde macht, wenn um ein Haar

diese Erdenlust die heiligen Vertreter der Jenseitsreligion des Christentums in ihren Grundsätzen wankend gemacht hätte!

Von solch inbrünstigem physischem Pantheismus, wie ihn der Grüne Heinrich und die Sieben Legenden verkünden, führt keine Brücke zum religiösen Rationalismus der Reformtheologie. Das verkündet im zweiten Bande der Leute von Seldwyla (1874) die Novelle „Das verlorene Lachen“ mit energischem Ernst. Schon der Titel weist auf das Bekenntnis hin, dass die Lebensfreudigkeit nur wachsen könne aus dem tiefen Grunde einer Persönlichkeit, die in sich den Schwerpunkt trägt, die Gott in der Führung ihres eigenen Lebens erfahren hat und sich damit begnügt, und dass alles *Reden* über die transzendenten Dinge deren Erkenntnis nicht fördert, sondern nur den Humor, die innere Freudigkeit, aus der Seele treibt. Zwischen den beiden Extremen des protestantischen Rationalismus und des mystischen Pietismus lässt der Dichter Frau Justine sich bewegen, und sein Wohlgefallen ruht nicht auf der Gestalt des aufgeklärten Pfarrers, der schöne Worte im Munde führt und eine geldgierige Spekulantenseele im Busen trägt, sondern auf den schlichten Sektiererinnen Ursula und Agathchen. Aber auch deren einfältige Frömmigkeit genügt dem Bedürfnis des Gebildeten nicht mehr; dessen Weltanschauung verkündet der schwergeprüfte Jukundus am Schlusse: „Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen sind, so verfallen ihre Tempel, und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblüht und leuchtet wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewissens und ungeteilt schreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wissen und Gemüt lassen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz auseinanderreißen; denn wir müssen als ganze, unteilbare Leute in das Gericht, das jeden ereilt.“

Das ist auch das Bekenntnis, das Goethe in einem aus dem Italiänischen umgedichteten Vierzeiler ausgedrückt hat:

Allein den Schleier, der so vieles Wesen,
So viel Geschick verbirgt, sieh hin —
An seinem Saume steht geschrieben:
Bet' an und schweig!

Indessen, auch die Feuerbachische Wirklichkeitsphilosophie kann in frostigen und habsüchtigen Rationalismus umschlagen. Wahrheitssinn und Gerechtigkeitsgefühl forderten, dass Keller diese Tatsache betonte, als er 1879/80 den Grünen Heinrich umarbeitete. Wie er in jenem Jugendaufsatz „Eine Nacht auf dem Uto“ gegen die kurzsichtigen Freigeister eiferte, so fügt er jetzt in die Dortchen Schönfund-Kapitel die Hanswurstgestalt des Peter Gilgus ein und verspottet mit ihr die Erbärmlichkeit übereifriger und äußerlicher Feuerbachianer. Jenes Wort des Philosophen, dass der Mensch seine Sinne zu Gott machen müsse, hat Gilgus gründlich missverstanden: er hat das Modell eines Auges aus der Naturaliensammlung einer Schule gestohlen und weist nun das als seinen Gott vor; unter der Firma Feuerbachs aber schmarotzt er sich bei all denen durch, die sich zu des Meisters freier Weltanschuung bekennen.

Aber auch eine betrübliche Erfahrung kann man beim zweiten Grünen Heinrich machen: Kellers Freude an der Herrlichkeit des sinnlichen Lebens hat abgenommen. Wenn in der ersten Fassung, die unter dem Einfluss des Wirklichkeitsenthusiasmus der jungdeutschen Dichtung und Philosophie steht, die badende Judith im mitternächtlichen Mondlicht die Offenbarung der Schönheit der Natur in das schauernde Gemüt des zum Manne erstarkenden Jünglings gießt, so lässt der Dichter nun solche „Nuditäten“ als unziemlich weg. Im „Salander“ vollends (1886) ist diese Missachtung sinnlicher Schönheit zu einer bittern Brandmarkung des Äußern als des Äußerlichen gesteigert. Da hat der Dichter, der im Sinngedicht gleichsam als Verkörperung der Schönheit des Lebens den köstlichsten Kranz holder Frauenblumen vor uns ausgebreitet, in der Gestalt eines außen schönen, innen leeren und unappetitlichen Weibes die bittere Alterswahrheit verkündet: Alles ist eitel. Myrrha, die Schwägerin des aufschneiderischen Spekulanten Louis Wohlwend, zu der Salander als bejahrter Mann noch eine starke Leidenschaft hinzieht, scheint wegen ihres klassischen Profiles echt hellenischen Geblütes zu sein; aber sie entpuppt sich als blödsinnig, und Salanders Sohn entdeckt, dass ihr Atem nach Wurst duftet. Wird man da nicht an das Wort Walthers von der Vogelweide erinnert:

> Diu werlt ist ûzen schoene, wîz, grüen' unde rôt
> und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt.

Man wird in der Schaffung dieser Myrrha-Gestalt ein neues Aufflackern des alten Spiritualismus erblicken dürfen, dem Gottfried Keller in seinen kraftstrotzenden Jugend- und Mannesjahren so energisch den Rücken gekehrt. Biblische Vorstellungen bewegten sich nach dem Berichte C. F. Meyers gegen das Ende seines Lebens in seiner Phantasie. Wie Meyer ihn an einen gemeinsamen deutschen Freund erinnert, der nicht gewusst habe, wer Ananias und Saphira gewesen seien, bemerkt Keller: „So sind viele von uns. Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet, und doch stehen so schöne Sachen darin, gerade in der Apostelgeschichte." Als Beispiel erwähnt er den Fall des jungen Eutychus, der während der langen nächtlichen Predigt des Paulus einschläft, überwiegt und auf die Gasse hinabstürzt.

Indessen darf man aus diesen Worten ein Bekenntnis des Christentums nicht herauslesen. Die Erzählung aus der Apostelgeschichte reizt lediglich als dichterisches Motiv Kellers Phantasie, sie hat keine Beziehung zu seinem religiösen Empfinden. Derselbe Meyer berichtet auch, er habe einst Keller vorgeschlagen, seine Sterblichkeitslieder, statt sie zu einem Glaubensbekenntnis zusammenzustellen, durch seine ganze Gedichtsammlung zu verteilen, damit sie nicht als Bekenntnis, sondern nur als „Stimmungen" wirkten. Er habe es aber für gut befunden, abzubrechen, denn Keller machte ein missmutiges Gesicht. Und nichts weiter als ein poetisches Sinnbild für die Auflösung der menschlichen Persönlichkeit darf man in dem bekannten Gedichtentwurf aus Kellers allerletzten Zeiten erblicken:

„Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O fahre hin und kehre täglich wieder! Sieh' meinen Gleichmut und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und bin ich müde, o so nimm die Seele, die so leicht an Wert, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und lass sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — Ich spähe weit, wohin wir fahren."

WINTERTHUR EMIL ERMATINGER